

EDGAR NOSKE
Der Bastard von Berg

Buch

Schloss Burg im Jahr 1225. Das Leben des siebzehnjährigen Martin wird über Nacht auf den Kopf gestellt. Denn eines Tages steht niemand Geringerer als Graf Engelbert von Berg vor seiner Hütte und nimmt ihn in seine Gefolgschaft auf. Der Pflegesohn eines armen Müllers avanciert zum Knappen des Grafen Engelbert von Berg, des Erzbischofs von Köln und Kaiserlichen Reichsverwesers. Martin ahnt nicht, dass er der uneheliche Sohn des Grafen ist, und sein Vater gibt sich die größte Mühe, sich nichts anmerken zu lassen. Er will Martin nicht unnötig in Gefahr bringen, und er hat kein Interesse daran, seine alte Liaison mit Martins Mutter bekannt zu machen. Vor Martin tut sich in Schloss Burg eine Welt auf, die er nur vom Hörensagen kannte: höfisches Leben, politische Ränke, rauschende Feste. Doch muss er auch erkennen, dass das Leben im Dienste des mächtigsten Mannes nördlich der Alpen eine äußerst gefährliche Seite hat. Denn Engelbert von Berg schlägt unbändiger Hass entgegen. Da sind die Fürsten, denen er Macht und Pfründe beschlitten hat. Da ist die Verwandtschaft, deren Erbensprüche er missachtet. Da sind die Bürger Kölns, denen er nicht nur untersagte, einen Rat zu bilden, sondern jetzt auch noch verbietet, Bier zu brauen. Und da ist noch etwas: eine finstere, unheimliche, aus dem Verborgenen operierende Kraft. Sie steckt hinter einer groß angelegten Verschwörung zur Ermordung Engelberts, des Letzten von Berg. Martin entdeckt den teuflischen Plan, doch seine Warnungen werden nicht ernst genommen ...

Autor

Edgar Noske, geboren 1957, studierte Italienisch, Geschichte und Philosophie, machte eine Lehre als Industriekaufmann und jobbte als Taxifahrer, Hilfskrankenpfleger, Aushilfskoch und Kellner. Außerdem betrieb er einige Zeit ein Geschäft für Hemden und Krawatten und war Vertreter für Masten von Flutlichtanlagen. Seit 1991 lebt er als freier Autor in Niederkassel. Neben »Der Bastard von Berg« hat er noch zwei weitere fesselnde Mittelalter-Krimis geschrieben, die demnächst als Goldmann Taschenbücher erscheinen: »Lohengrins Grabgesang« und »Der Fall Hildegard von Bingen«.

Edgar Noske

Der Bastard
von Berg

Ein Krimi aus dem
Mittelalter

GOLDMANN

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches sind
chlorfrei und umweltschonend.

Der Goldmann Verlag ist ein Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Dezember 2003

Copyright © der Originalausgabe by

Hermann-Josef Emons Verlag, Köln

Ungekürzte Lizenzausgabe des gleichnamigen Romans

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: akg-images

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck: Elsnerdruck, Berlin

Verlagsnummer: 45631

JE · Herstellung: Max Widmaier

Made in Germany

ISBN 3-442-45631-2

www.goldmann-verlag.de

*Für meinen Großvater Karl
Für meinen Vater Alfred
Für meinen Sohn Norman*

Der Dank des Autors gilt neben den üblichen
Beteiligten diesmal im Besonderen

Tim Karberg
Birgitt Reitz

»Von Kölne werder bischof sint von schulden frô
ir hant dem rîche wol gedienet, und alsô
daz iuwer lop da enzwischen stîget und scheidet hô.
sî iuwer werdekeit dekeinen boesen zagen swaere,
fürsten meister, daz sî iu als ein unnütze drô.
getriuwer küneges pflegaere, ir sît hôher maere,
keisers êren trôst baz danne ie canzelaere,
drîer küneges und einlif tûsend megde kameraere.

Ihr werter Kölner Bischof seid von Schulden frei,
Habt dem Reiche wohl gedient und darum sei,
Dass Euer Lob hochsteiget alle Zeit.
Und sollte jemand Euren Wert zu schmälern trachten,
So, Fürstenmeister, sollt Ihr darauf nicht achten.
Getreuer Königspfleger, hoher Meister Ihr,
Seid doch des Kaisers Trost, sein Kanzler hier,
Dem auch als Kämmerer anbetrauen
Drei Könige und elftausend Jungfrauen.«

Walther von der Vogelweide über Erzbischof Engelbert
im Jahre 1222

»Den ich im Leben pries, des Tod muss ich beklagen:
Drum weh ihm, der den edlen Fürsten hat erschlagen
Von Köln! Oh weh, dass ihn die Erde noch mag tragen!
Ich kann ihm seiner Schuld gemäß noch keine Marter finden.
Ihm wäre zu gelind ein eichner Strang um seinen Kragen.
Ich will ihn auch nicht brennen, vierteln oder schinden,
Noch mit dem Rad zermalen, noch darüberbinden:
Ich hoff, er werde lebend noch den Weg zur Hölle finden.«

Walther von der Vogelweide nach Erzbischof Engelberts Ermordung
im Jahre 1225

Bastard mhd. *bastart* ›Mischling‹ (auch von Tieren) im Mhd. < frz., afrz. *bastard* ›der auf dem Sattel gezeugte‹ (provenz. alem. *bast* ›Maultiersattel‹); zunächst wie ugs. *Bankert* (†*Bank*) **1** ›uneheliches Kind‹; seit Mhd. daneben allgemeiner **2** ›Mischling‹, auch von Tieren, Pflanzen und Substanzen, »der Weg zum Schimpfwort ist immer kurz« (Trü.).

Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch

PROLOG

Als der Morgen graute, liebten sie sich zum zweiten Mal. Anschließend schmiegten sie sich eng aneinander und beobachteten die Sonne, die hellgelb hinter den Zypressen aufstieg.

»Musst du wirklich gehen?«

»Warum fragst du?«, sagte er. »Du weißt es doch.«

»Ich hatte gehofft, du hättest es dir noch einmal überlegt.«

»Es ist nicht meine Entscheidung.« Er bürstete ihre Brauen sanft gegen den Strich. »Ginge es nach mir, ich könnte mir durchaus vorstellen zu bleiben.«

»Und wenn du dich weigertest?«

»Unmöglich. Das entspräche nicht meiner Art.«

»Du bist ein Pflichtmensch.«

»Wenn du so willst.«

Sie fuhr mit dem Fingernagel seinen Rippenbogen entlang.

»Wann kommst du zurück?«, fragte sie.

»Ich weiß es nicht. Es kann sein, dass es diesmal länger dauert.«

»Wie lang ist länger?«

»Ich weiß es wirklich nicht. Lass dich überraschen.«

»Ich werde mich Tag und Nacht nach dir sehnen. Ich liebe dich so sehr.«

»Ich liebe dich auch«, sagte er und küsste ihre Tränen weg.

TEIL 1 – DER VATER

Es war eine bitterkalte, sternklare Januarnacht im Jahre 1225 nach Fleischwerdung des Herrn. Tagsüber hatte es eine Zeit lang geschneit, aber der Schnee lag höchstens fingerhoch. Die Fischer hatten ihre Boote an Land gezogen, stromaufwärts waren Eisschollen gesichtet worden. Zweifellos eine Nacht, die etliche Unbehauste und streunende Hunde Kölns das Leben kosten würde.

Unbill, von der im Empfangssaal des erzbischöflichen Palastes am Domhof nichts zu spüren war. Im Kamin, in dem fünf Männer aufrecht stehend Platz gefunden hätten, loderten balkendicke Scheite. Einige Schritte davor, in dem Bereich, in dem die Hitze langsam in behagliche Wärme überging, standen zwei Männer mit dem Rücken zum Feuer.

Der Ältere der beiden war hohlwangig, rothaarig und dermaßen pigmentschwach, dass er sogar die Wintersonne mied. Seine Kleidung bestand aus einem reich mit Stickerien verzierten Umhang, mehrfach geschlitzt, damit man einen Blick auf das Untergewand mit juwelenbesetzten Säumen werfen konnte. Auf seinem Kopf saß als Zeichen seiner Bischofswürde eine aufwendig gearbeitete Mitra. Sein Name war Walter von Carlisle, er war Engländer und von seinem König Heinrich dem Dritten in geheimer Mission an den Rhein gesandt worden.

Der andere Mann überragte den Engländer glatt um Haupteslänge, war schlank und gleichzeitig muskulös. Obwohl weitaus schlichter gekleidet – er trug einen hellen, bodenlangen Wollmantel und war barhäuptig –, wirkte er dem

Älteren von Herkunft und Stand überlegen. Das verdankte er einem männlich schönen Gesicht mit wahrhaft herrischen Zügen. Ein Gesicht wie geschaffen für die Stellung, die er bekleidete.

Als Engelbert der Zweite war er der Graf von Berg, und als Engelbert der Erste zugleich der amtierende Erzbischof von Köln. Des Weiteren war er von Kaiser Friedrich zum Vormund über dessen Sohn Heinrich und zum Reichsverweser ernannt worden. Eine Ämterhäufung, die Engelbert zum mächtigsten Mann nördlich der Alpen machte.

»Sind die Winter in Köln immer so erbarmungslos kalt?«, fragte Walter. »Ich will nicht behaupten, dass das Wetter in England besser ist, aber zumindest sind die Winter milder.«

»So mild, dass es ohne Unterlass regnet«, entgegnete Engelbert. »Und regnet es ausnahmsweise einmal nicht, müsst Ihr Euch durch Nebel dick wie Milchsuppe tasten.«

»Oh, wie ich sehe, seid Ihr im Bilde. Oder hattet Ihr bereits das Vergnügen, unsere Insel zu bereisen, und habt es mich nur nicht wissen lassen?«

»Keineswegs, teurer Walter. Aber je nachdem, welche Botschaft Ihr mir bringt, habe ich vielleicht schon bald die Gelegenheit dazu.«

»In der Tat, Engelbert, in der Tat. Ich denke, ich kann Euch, ohne vorab zu viel zu verraten, bereits jetzt mitteilen, dass Euer Vorschlag bei Hof auf Wohlwollen gestoßen ist.«

»Mit Verlaub, nichts anderes hatte ich erwartet. Wie weit seid Ihr, Stephan?«

Engelberts Frage galt einem kahlköpfigen, untersetzten Mann, der soeben die Tür zum Speisesaal geöffnet hatte. Stephan der Stumme, wie er genannt wurde, war als erzbischöflicher Truchsess verantwortlich für die Verwaltung des Palastes, ebenso oblag ihm die Aufsicht über Küche und Tafel. Da er nicht sprechen konnte, machte er ein Zeichen.

»Kommt, Walter, es ist angerichtet«, sagte Engelbert und

geleitete seinen Gast in den Nebenraum. »Nach der langen Reise seid Ihr gewiss hungrig.«

*

Der Speisesaal war nichts anderes als eine spiegelverkehrte Kopie des Empfangssaals. Auch hier hatte man eingeheizt, jedoch war das Feuer bereits heruntergebrannt. Der Boden war mit weißem Marmor ausgelegt, die Wände waren krei- degeschlämmt. Für die Beleuchtung sorgten Fackeln beid- seits der Fenster. Ein einladender Raum, in dem eine üppig gedeckte Tafel wartete.

Es gab gekochten Salm, gefüllte und am Spieß gebratene Tauben mit Blaukraut, knusprige Hammelkeulen in Rot- weintunke und einen glasierten Schweinskopf, alles ange- richtet auf silbernen Platten. Daneben standen Körbe mit Brot und Krüge voll Bier und Wein.

An Esswerkzeugen lagen Messer und – eine wahre Neu- heit – zweizinkige Gabeln bereit. Unfallträchtige Geräte, mit denen sich der Bischof von Mainz – ein Mann lebhafter Ges- ten – bei seinem letzten Besuch beinahe ein Auge ausgesto- chen hätte. Seitdem war der Truchsess angehalten, die Gäste vor dem ersten Bissen in der richtigen Handhabung zu unterweisen.

Anders, als man auf Grund seines schwächtigen Äußeren vermutet hätte, aß Walter von Carlisle mit großem Appetit. Es dauerte nicht lange, und das Leinentuch, das er sich zum Schutz seines Umhangs umgebunden hatte, legte farbiges Zeugnis der Speisenfolge ab. Dazu trank er becherweise Bier und Wein.

Engelbert hingegen hatte auf ein Tuch verzichtet, und trotzdem waren seine Kleider sauber geblieben. Allerdings hatte er als Befürworter eines enthaltsamen Lebenswandels nur sparsam gespeist. Ein wenig Fisch, einen Kanten Brot,

und getrunken hatte er nur Wasser. Jetzt lehnte er sich bequem zurück, nahm eine der zahlreichen Katzen des Palastes auf den Schoß und kraulte das Tier zwischen den Ohren.

»Falls Ihr zwischen zwei Bissen Zeit findet, Walter, sagt mir doch, wie weit die Pläne Eures Königs bezüglich der Vermählung seiner Schwester mit dem Staufer gediehen sind.«

Walter spülte mit einem großen Schluck hinunter, was er im Mund hatte, wischte sich die Lippen ab und rülpste. »Ich nehme an, Eure Frage zielt auf die zu erwartende Mitgift.«

»Ich muss immer wieder feststellen, Ihr seid ein Mann, der nicht unnötig nach der Tür sucht, wenn er durchs Fenster eintreten kann.«

Ein Vergleich, der Walter gefiel. Er wieherte auf und zeigte, dass ihm bestenfalls die Hälfte seiner Zähne geblieben war. Genauso schnell wurde er wieder ernst.

»Bevor ich Euch Einzelheiten nenne, verehrter Engelbert, solltet Ihr mir – nur um allen Missverständnissen vorzubeugen – eine Frage beantworten: Mir wurde zugetragen, Ihr hättet Ende letzten Jahres mit einer Abgesandtschaft der Franzosen verhandelt.«

»Ich vermag darin keine Frage zu erkennen.«

»Dann will ich es so sagen: Habt Ihr oder habt Ihr nicht?«

Stille legte sich über die Tafel wie ein wattiertes Tuch. Eine ganze Weile war nur das Knistern des Feuers und das Schnurren der Katze zu hören.

»Allerdings habe ich«, sagte Engelbert schließlich. »Auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers. Er bat mich, seinen Sohn, unseren geliebten, aber noch sehr jungen und unerfahrenen König Heinrich, als Berater nach Toul an die Mosel zu begleiten. Dort standen Verhandlungen mit dem französischen König über eine möglichst enge politische Verbindung zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich an. Diesem Wunsch habe ich selbstredend entsprochen.«

Walter griff nach seinem Becher, trank aber nicht, sondern betrachtete nur, wie sich die Fackeln in dem blank polierten Metall spiegelten. Dann hob er plötzlich den Blick und sah Engelbert unverwandt in die Augen.

»Ich hatte gehofft, dieses Gerücht würde nicht der Wahrheit entsprechen.«

Engelberts Brauen fuhren hoch. »Ihr erstaunt mich. Denkt Ihr ernsthaft, ich hätte unsere Pläne hintertrieben?«

»Versetzt Euch an meine Stelle. Wie würdet Ihr eine solche Botschaft aufnehmen?«

Wieder ließ Engelberts Antwort auf sich warten, kam dann aber sehr sonor. »Ich hätte vor allem mehr Vertrauen.«

»Seid doch nicht gleich beleidigt. Ihr müsst doch zugeben, dass es einen befremdlichen Eindruck macht, wenn Ihr unmittelbar nach unserer letzten Zusammenkunft mit unseren Gegnern in Verhandlung tretet.«

»Ihr enttäuscht mich, Walter, mehr noch als der Wein des letzten Jahres. Weniger wegen Eures Misstrauens als vielmehr wegen Eures mangelnden politischen Gespürs. Was stellt Ihr Euch vor? Hätte ich etwa des Kaisers Bitte abschlägig bescheiden sollen? Hätte ich zulassen sollen, dass ein anderer Berater statt meiner den jungen König begleitet? Nur dadurch, dass ich an den Verhandlungen teilnahm, konnte ich sie in unserem Sinn beeinflussen. Eine Weigerung hätte das Gegenteil bewirkt.«

Walter räusperte sich. »Nun ja, wie Ihr mir das darlegt, klingt das natürlich schlüssig. Dürfte ich denn fragen, zu welchem Ergebnis ... äh ... Ihr versteht schon.«

»Die Verhandlungen sind selbstverständlich gescheitert«, sagte Engelbert kalt. »Auf meinen Rat hin hat der König ihnen eine eindeutige Absage erteilt. Stellt Euch das zufrieden?«

Das Licht war fahl, aber trotzdem war unverkennbar, dass Walter von Carlisle kräftig errötete. Da ihm auf die Schnelle

keine passende Antwort einfiel, leerte er erst einmal seinen Becher. Als der keinen Tropfen mehr enthielt, kam ihm der Truchsess zu Hilfe. Stephan stellte sich neben Engelbert und machte einige schnelle Gesten.

»Ein Bote?«, fragte Engelbert.

Stephan nickte.

»Und es ist wirklich wichtig?«

Stephan nickte erneut.

»Walter, Ihr müsst mich einen Augenblick entschuldigen«, sagte Engelbert und erhob sich. »Diener, schenk unserem Gast nach.«

*

Der Mann, der im Empfangssaal wartete, war weniger klein denn krumm. Da er nicht alt war, musste es eine Krankheit sein, die sein Rückgrat gebeugt hatte. Nur mit Mühe schaffte er es, seinen Kopf so weit zu heben, dass er zu Engelbert aufschauen konnte.

»Du bist Hans, das Faktotum des Klosters Dünnwald?«

»Ja-jawohl, Exzellenz«, stammelte der Bucklige. »Wer krumm ist wie ich, hat keine Schwierigkeiten, Unkraut zu jäten oder Unrat aufzuklauben oder –«

»Berichte, was man dir aufgetragen hat. Meine Zeit ist kostbar.«

Der Mann wand verlegen seine Hände. »Die Äbtissin schickt mich, Exzellenz. Ich soll Eure Exzellenz untertänigst bitten, so schnell wie möglich ins Kloster zu kommen. Die Äbtissin meint, die Zeit dränge.«

»Hat sie dir auch einen Grund genannt?«

»Jawohl, Exzellenz. Die Äbtissin lässt Euch ausrichten, Schwester Maria werde diese Nacht wohl nicht überstehen.«

Engelbert straffte sich. »Hat Schwester Maria selbst nach mir verlangt?«

»Oh, Exzellenz, das weiß ich nicht. Die Äbtissin meinte jedoch –«

»Schon gut, Hans. Warte in der Eingangshalle.«

Der Bucklige entfernte sich, und Engelbert winkte Stephan heran, der im Halbdunkel neben der Tür gewartet hatte.

»Hol meinen Pelz, lass mein bestes Pferd satteln und veranlasse, dass ein Gefolge aufsitzt. Vier Mann genügen.«

Stephan deutete fragend in Richtung Speisesaal.

»Kümmer dich um ihn«, sagte Engelbert. »Gib ihm zu trinken und was er sonst noch will.«

Als Stephan gegangen war, murmelte Engelbert: »Sag ihm, ich werde als Beichtvater gebraucht.«

Dabei starrte er geistesabwesend in das zur Glut gewordene Feuer.



Viele hundert Meilen weiter südlich in der heiligen Stadt am Tiber hatte den ganzen Tag eisiger Regen geherrscht, der von einem böigen Nordostwind durch die Straßen gepeitscht wurde. Bei den leichten Umhängen, die man hier im Süden trug, war man rasch nass bis auf die Haut, und der Körper begann auszukühlen. Beste Voraussetzungen, um sich eine elende Erkältung zuzuziehen.

Das war auch der Grund, warum Faustus di Lambrusco, ein ebenso kurzbeiniger wie übergewichtiger Mönch des Klosters San Benedetto, an diesem Abend noch an seinem Pult im Archiv des Lateranpalastes saß und arbeitete.

Bereits morgens, auf dem Weg in die Stadt – die Abtei lag eine knappe Fußstunde außerhalb der Mauern Roms an der Via Latina –, hatte ihn das Wetter gründlich gebeutelt. Im Lateran hatte er sich sofort abgetrocknet und die Kutte gewechselt, und wie es schien, hatte er noch mal Glück gehabt. Aber einen zweiten Fußmarsch durch das Unwetter würde er nicht unbeschadet überstehen, das wusste er aus Erfahrung.

Daher hatte er beschlossen, von der Möglichkeit Gebrauch zu machen, im Lateran zu übernachten. Dies wurde nur in Ausnahmefällen gestattet, zum Beispiel, wenn eine dringende Übersetzung Mehrarbeit erforderte. Diese stand nicht an, aber da seine Oberen des Aramäischen nicht mächtig waren, konnten sie ihm auch nicht das Gegenteil beweisen.

Um die nötige Zeit zu schinden, hatte Faustus die Übersetzung eines weiteren Briefes des Evangelisten Lukas an seinen Auftraggeber Theophilos in Angriff genommen. Kein sonderlich anspruchsvoller Text, Lukas schilderte in geschwätziger Form seine Erlebnisse anlässlich einer Reise nach Capharnaum in Galilea.

Offenbar handelte es sich um eine Art Rechenschaftsbericht, denn gleich im ersten Absatz bedankte sich Lukas für die Unterstützung der Reise. Danach ließ er sich zeilenlang über die schreckliche Dürre aus, die herrschte, um sich gleich darauf über jähe Wolkenbrüche zu beklagen, denen eine Mückenplage folgte. Der Mann wusste auch nicht, was er wollte.

Faustus warf einen Blick über die Schulter in den hinteren Teil des Saals. Dort lagerten nicht nur die kostbarsten Schriften des Archivs, die zumeist nach Art des Orients in mit Leder bespannten Brettern gebunden waren, sowie die wertvollsten Exemplare der Heiligen Schrift mit ihren goldverzierten und mit Edelsteinen besetzten hölzernen Einbänden.

Dort hinten wurden auch die hebräischen und aramäischen Schriftrollen aufbewahrt.

Auf Holzgestellen drängten sich mindestens fünfzig der irdenen, vasenförmigen Gefäße, die mit einem Deckel verschlossen waren, ungesichtetes Beutegut des Kreuzzuges 1189 bis 1192. Faustus' Brust entrang sich ein Seufzer: Hoffentlich war das übrige Material spannender.

Faustus war ein typischer Oblatus, ein Mönch, der nicht freiwillig ins Kloster eingetreten war, sondern den seine Familie dort untergebracht hatte, weil sie sonst nichts mit ihm anzufangen wusste. Denn außer dass er eine Begabung für Sprachen hatte, war er zu nichts zu gebrauchen. Entsprechend lax waren seine Einstellung und sein Umgang mit den Vorschriften.

Es herrschten zwar allenthalben raue Sitten, aber selbst unter den Liederlichsten nahm Faustus noch eine Spitzenstellung ein. So sorgte er sich im Augenblick einzig um seine Gesundheit, weil er für den nächsten Tag mit Freunden zu einem Zechgelage verabredet war.

Auch was er jetzt tat, um sich ein wenig Zerstreuung zu verschaffen, entsprach beileibe nicht dem Kodex. Er raffte seine Kutte und begann, an seinen Genitalien herumzuspielen. Dabei war er bereits zwei Mal erwischt worden und hatte vor Antonius Calabresis, den Leiter des päpstlichen Archivs, treten müssen. Die Strafen waren vergleichsweise milde ausgefallen – beide Male hundert Vaterunser –, aber Calabresis hatte gedroht, bei einem erneuten Vergehen dem Abt von San Benedetto darüber zu berichten. Und was das hieß, war klar: Eine Woche weder Ausgang noch Tischwein, dafür Latrinendienst. Wenn er nur an den Gestank der Kloake dachte, wurde Faustus übel.

Andererseits bedeutete die Gefahr des Erwischtwerdens aber auch eine nicht unerhebliche Steigerung seiner Lust. So fiel er denn auf seiner Sitzbank in einen eindeutigen Rhyth-

mus, während er die nächste Zeile des Textes in Angriff nahm.

Er hatte es bereits bis zum Kavaliertropfen gebracht, als er plötzlich wie vom Donner gerührt innehielt. Was schrieb Lukas da? Wen hatte er besucht? Faustus las die Stelle erneut.

Der Evangelist musste sich irren. Oder er war betrunken gewesen, als er die Zeilen schrieb. Oder er log seinem Gönner einfach etwas vor, um sich wichtig zu tun und so mehr Geld oder einen Anschlussauftrag herauszuschlagen.

Natürlich, nur so konnte es sein, denn was Lukas da niedergeschrieben hatte, war schlicht unmöglich. Es stand in völligem Widerspruch zum allgemein gültigen Wissen und zur gängigen Lehrmeinung. Mehr noch: Das war Gotteslästerung und damit strafbar.

Punkt. Aus. Ende.

Aber auch wenn es unmöglich war, es stand da. Eindeutig. Sooft Faustus die Stelle auch las, es blieb dabei. Zudem war Lukas dafür bekannt, derjenige der Evangelisten zu sein, der am gründlichsten geforscht hatte. Und seine bisherigen Angaben hatten immer allen Nachprüfungen standgehalten. Warum sollte er sich gerade hier geirrt haben?

Faustus wurde es abwechselnd siedend heiß und eiskalt, und in seinem Kopf begann sich alles zu drehen, als habe er ein Fässchen Wein allein geleert. Denn was war, wenn wirklich stimmte, was da stand? Wenn Lukas sich weder geirrt hatte, noch betrunken gewesen war, noch gelogen hatte? Wenn es einfach die Wahrheit und nichts als die Wahrheit war, was er geschrieben hatte?

Dann hielt Faustus zweifellos ein Schreiben in der Hand, dessen Inhalt die christliche Kirche in ihren Grundfesten erschüttern konnte. Wenn nicht Schlimmeres. Als er sich dessen bewusst wurde, ließ er die Schriftrolle fallen, als stünde sie plötzlich in Flammen.

Von welcher Seite er die Sache auch betrachtete, er würde nicht umhinkönnen, es seinem Vorgesetzten zu sagen. Oder sollte er ihn übergehen und sich sofort an den Kardinal wenden? Bedeutsam genug war es schließlich, was er entdeckt hatte.

Und auf einmal setzte sich ein verschlagenes Grinsen in Faustus' Gesicht fest. Wenn er es richtig anstellte, müsste bei der Sache eigentlich eine fette Belohnung herauspringen.



Das zügige Vorankommen verdankte die Gruppe ihren Pferden. Es war faszinierend, mit welcher Sicherheit die Tiere ihren Tritt auf den knochenhart gefrorenen und mit vereisten Pfützen bedeckten Wegen fanden. Und das in weitgehender Finsternis, denn inzwischen hatten von Nordosten aufziehende schwere Wolken den Sternenhimmel bedeckt. Das einzige Licht kam nunmehr von den beiden an der Spitze reitenden Fackelträgern. Trotzdem vergingen keine zwei Stunden, bis die Einfriedungsmauern des Klosters Dünnwald vor Engelbert und seinen Begleitern auftauchten.

Der Klöppel der Torglocke hatte kaum angeschlagen, als die Äbtissin persönlich die Pforte öffnete. Sie war eine ausgezehnte, zahnlose Frau mit trostlosen Augen, die die Fünfzig längst überschritten hatte. Beim Anblick des Erzbischofs kniete sie nieder, ergriff seine Hand und küsste seinen Ring.

»Der Herr möge Euch segnen, Exzellenz.«

»Erhebt Euch, Schwester in Christi.« Engelbert half ihr auf. »Ich hoffe, ich komme noch zur rechten Zeit.«

»Der Gnade des Herrn sei Dank, Exzellenz. Schwester Maria wurde noch nicht abberufen. Bitte folgt mir.«

Dünnwald, eine Gründung des Prämonstratenserordens und ein Tochterkloster von Steinfeld in der Eifel, war klein, keine zwanzig Nonnen lebten hier. Außerdem war die Gemeinschaft arm. So sehr sich die Schwestern auch abrackerten, um ausreichende Erträge zu erwirtschaften, die Versorgungslage war stets angespannt. Entsprechend jämmerlich war das Leben.

Während das Gefolge zurückblieb, folgte Engelbert der vorauseilenden Oberin eine Reihe verwinkelter, feuchtkalter Gänge entlang, die nur notdürftig von Talglichtern beleuchtet wurden. Zweifellos ging sie einen Umweg, damit die Schwestern ihn nicht zu Gesicht bekamen. Sie passierten einige massive Türen, die die Äbtissin aufschließen musste und hinter ihnen wieder zusperrte. Dann überquerten sie einen kleinen Hof und traten durch eine weitere unverschlossene Tür, um endlich in der Krankenstube zu stehen.

Der Raum war so armselig und kalt wie das ganze Kloster. Als Bodenbelag diente fest gestampfter Lehm mit Kieselsteinen, beides aus dem Mutzbach, der unmittelbar hinter dem Kloster vorbeifloss. Die Wände bestanden aus Bruchsteinsockeln und aus kalkverputztem Fachwerk, das stellenweise löchrig war. Durch die Löcher pfiff der Wind. Wer in dem Raum gesund werden wollte, brauchte einen starken Glauben.

Drei strohgepolsterte Pritschen standen mit nur wenig Abstand zueinander an der Wand. Die beiden ersten waren frei, auf der dritten lag Maria. An ihrer Seite saß eine Ordensschwester, die sich auf ein Zeichen der Äbtissin lautlos und mit gesenktem Kopf entfernte.

Erst jetzt konnte Engelbert Maria richtig sehen. Er erschrak, wie schmal sie geworden war. Schrecklich mager und sehr blass, fast weiß. Wie lange war es her, dass sie sich zu-

letzt gesehen hatten? Engelbert musste nachrechnen. Tatsächlich, siebzehn Jahre waren vergangen.

Auch ein Laie sah, wie nahe sie dem Tod war. Über den eingefallenen Wangen wirkten ihre Augen unnatürlich groß, die Lippen waren strichdünn und blau verfärbt. Ihr Atem ging stoßweise, sie warf den Kopf hin und her und knetete ihre über der Decke gefalteten Hände, die aussahen, als spanne sich die Haut nur über Knochen. Obwohl die Temperatur nur wenig über dem Gefrierpunkt lag, perlte Schweiß auf ihrem Gesicht.

Die Oberin nahm ein Tuch, beugte sich hinab und trocknete die Stirn der Kranken. Dazu murmelte sie einige lateinische Verse. Maria wurde ruhiger.

Dann sagte die Oberin laut: »Seine Exzellenz, der Erzbischof, ist gekommen, Maria.«

Langsam wandte Maria den Kopf in Engelberts Richtung. Einen Augenblick schien sie verunsichert, dann aber lächelte sie.

»Lasst uns allein.« Engelbert setzte sich und ergriff Marias Linke. Die Hand war kalt.

Die Äbtissin neigte sich zu Engelbert. »Soll ich nicht lieber ...«

»Geht.«

Als die Tür ins Schloss fiel, blickten sie einander eine Weile nur an. Jeder versuchte in den Augen des anderen zu lesen, aber siebzehn Jahre waren eine lange Zeit.

»Wie geht es dir, Maria?«

Maria lächelte wieder. »Hat man Euch nicht gesagt, dass ich im Sterben liege, Exzellenz? Schon bald werde ich dieses irdische Jammertal verlassen. Ich befinde mich am Ende meines Lebenswegs.«

»Lass doch die Förmlichkeiten, Maria. Wir sind allein. Besteht denn keine Hoffnung auf Genesung?«

Sie schüttelte den Kopf. »Aber sei deswegen nicht betrübt.



Edgar Noske

Der Bastard von Berg

Ein Krimi aus dem Mittelalter

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-442-45631-4

Goldmann

Erscheinungstermin: Dezember 2003

Erwachsen wird man, wenn man von zu Hause auszieht. Fast nichts ist so einschneidend wie dieses Ereignis. Da ist plötzlich niemand mehr, der einem den Pulli wäscht, ohne dass er einläuft; niemand, der rechtzeitig Toilettenpapier kauft; niemand, der noch ein Stück trockenes Brot bereithält – geschweige denn die Wurst. Plötzlich muss man sich um alles selbst kümmern: eine Einzugsermächtigung widerrufen, Wäsche entfärben, die Steuererklärung ausfüllen, einen Bienenstich behandeln, den Anschluss bei der Telekom beantragen, die richtige Bank finden oder Handwerker bestellen. Plötzlich muss man Hausfrau, Manager und Steuerberater in einem sein. Welcher junge Mensch kann das schon auf Anhieb? Lorenz Schröter erklärt humorvoll, praktisch, kurz und bündig die wichtigsten und grundlegendsten Dinge, die man braucht, wenn man auf eigenen Füßen stehen will.